

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

66 (19.3.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Bruchsaler Handwerker in früherer Zeit

Von Alexander H. Grolla, Bruchsal

„Es war einmal“, so ungefähr fangen die Märchen an. Was ich aber hier zu schildern versuche, ist kein Märchen, sondern Wirklichkeit. Es waren einmal in Bruchsal Handwerksmeister, von deren Existenz man heute keine Ahnung, oder nur einen leichten Begriff hat. Die jüngere Generation glaubt oft, es wäre zu allen Zeiten so gewesen wie heute, abgesehen von der heutigen wirtschaftlichen Drückerei. Alles, was heute fabrikmäßig hergestellt wird, oder im Handel auf den Markt kommt, wäre auch in jener Zeit an die Konsumenten und Verbraucher gelangt. Dem ist nicht so! Das Handwerk hatte in alter Zeit andere Aufgaben zu erfüllen, als es heute der Fall ist. Eine große Zahl Waren, die heute fabrikmäßig hergestellt werden, konnte man in jener Zeit nur durch einen Handwerker herstellen. In jener Zeit mag das Sprichwort vom „Goldenen Boden des Handwerkers“ einen gewissen Sinn gehabt haben. Wer heute in der Handarbeit und Reparatur beschäftigt ist, hat er sich auf die Handarbeit und Reparatur beschränkt. In früheren Jahren in Bruchsal bestanden haben, und vielleicht noch heute ein fast nur Unfähigkeit verdammtes Dasein führen. Diese hier anzuführen, den Alten ins Gedächtnis zurückzurufen, den Jungen zu zeigen, wie es ehemals war, ist der Zweck dieser Ausführungen. In Bruchsal gab es vor Zeiten Bildhauer für Holz und Stein. Erstere sind von der Bildfläche verschwunden, letztere haben durch die Kunststeinfabrikation einen gefährlichen Konkurrenz erfahren. In nächster Reihe kommen die Bützensmacher, die nur noch ein Scheindasein führen, in früheren Jahren ein beachtenswertes Dasein führten, heute aber der Fabrikation und der Technik zum Opfer gefallen sind. Ein zweiter Beruf, der Bruchsal seine Existenzberechtigung mehr. Brunnenmacher konnten in alter Zeit für Aufkommen finden. Aber durch Errichtung von Wasserleitungen kennt man sie vielleicht nur noch dem Namen nach. Barbier und Chirurg waren haben einen Nachfolger erhalten durch die Ärzte. Einen lobenden Verdienst brachte ihnen das Zahnziehen, konnte das Anlegen von Verbänden und Wundbehandlungen. Die Folge war, daß man die Barbier als „Doktor“ tituliert. Da man in früheren Jahren auf Toilette sah, hatte man in Bruchsal auch Korsettmacher. Dieser Beruf ist ebenfalls an Fabriken übergegangen. Daubenauer gab es früher in reicher Zahl, aber auch hier ist ein Umwälzung zu Gunsten der Fabrikation eingetreten. Die Drechsler, ehemals ein Kunsthandwerk, haben in Bruchsal noch einige Vertreter. Wenn sie aber einsig und allein vom Ertragnis ihres Berufes leben müßten, so müßten sie betteln gehen. Feilenhauer hatten ehemals ein eintägiges Geschäft. Durch den großen Bedarf an Feilen hat auch hier die Fabrikation sich um diesen Zweig angenommen. Färberzeien gab es ehemals in größerer Zahl, die insbesondere die selbstgebornenen Produkte der Einwohner färbten. Das gleiche war bei den Gerbern der Fall; auch ihr Beruf hand im nächsten Zusammenhang mit der Bevölkerung, die oft selbst die aus ihrer Viehwirtschaft erworbenen Häute gerben ließ. Seit der Gründung der Goldwarenfabrik ist der Goldarbeiter zum Händler geworden, der im Höchstmaß noch als eine Reparatur zu machen hat. Die Hafner waren in früheren Jahren ein beachtenswertes Handwerk. In jenen Jahren gab es irdene Töpfe und Geschirre, das oft eine künstlerische Ausführung erhielt. Als die Mode nach nicht allzulebend überhand nahm, waren die Hafner noch bodenständig; auch sie sind heute nur noch Vermittler zwischen Fabrikant und Verbraucher. Das es auch in alter Zeit lausige Zeiten gegeben hat, dafür bürgt das Dasein der Kammerer, die noch gute Horn-, Bein- und Schilfbüchsenwaren auf den Markt bringen. Deutsche Fabrikware ist summeß beliebt. Kappenmacher hatten früher viel zu tun, summeß beschäftigt mit Arbeiter. Und heute fristet noch ein einziger sein Dasein; aber dieser wird mehr mit bezogener Ware nachbilden müssen, als mit solcher seines eigenen Fleißes. Korbmacher hatten früher Arbeit in Hülle und Fülle. Heute wird diese Arbeit summeß in Fabriken und Anstalten amgefertigt. Lange ist es her, daß in Bruchsal auch Knöpfe angefertigt wurden. Aber auch bei dieser Branche hat die Fabrikation ihr wesentliches dazu beigetragen, daß dieses Handwerk verschwunden ist. Krattmacher hatte es einst in Bruchsal auch gegeben, desgleichen Hülfen. Durch die Metallindustrie ist diesem Handwerk sehr mittelgefallen worden, so daß die wenige Arbeit, die noch zu machen ist, von den Rüstern ausgeführt wird. Die Kesselflicker hatten in früheren Jahren die Aufgabe, wie ihr Name besagt, Kessel zu flicken. Da in jener Zeit noch auf offenem Feuer gekocht wurde, so hatten auch diese ihr Aufkommen. Leistenmacher, sowie Lederarbeiter und Schäftemacher waren diejenigen, die dem Schuhmachermeister die Vorarbeiten lieferten. Durch die Schuhfabrikation sind die ersteren als selbständige Handwerker verschwunden,

auch die letzteren, die Schuhmacher sind in eine verzwelte Lage geraten. Holzschläger, Papiermüller, Deimüller sowie Weilmüller, auch Kundenmüller genannt, übten ehemals zu den Besitztüchern des Handwerks; heute haben wir in Bruchsal keinen mehr. Das Gewerbe der Messinggießer ist als selbständiges Handwerk soviel wie verschwunden, und der einstige, der heute noch existiert, wird der Industrie zum Opfer fallen. Der Kasseilmied ist ebenfalls ein Opfer des Kapitals geworden. Das gleiche kann von dem Sotamentier und dem Seiler noch Voraussichtungen erliegen können. Der Metzger ist in sich selbst und der Seiler werden ebenfalls in Hände der Vergessenheit angediehen. Die Seifenrieder waren ebenfalls sehr vornehmlich. Einträchtige Berufe haben das Feld der selbständigen Arbeit geräumt, so der Schirmmacher, der Senfmacher, Gattler, Wachszieher, Zeug- und Leinwandmacher und letzten Endes der Zinkzieher. Alle diese Berufe übten ehemals in Bruchsal ihre Berufe als selbständige Handwerker aus. Sie sind dem Kapital und der Industrialisierung zum Opfer gefallen. Die fortschreitende Technik, sowie Umstellungen und andere Einrichtungen haben es mit sich gebracht, daß diese Gewerbe keine Existenzberechtigung mehr hatten. Aber damit wird dem Handwerker selbständiger Handwerker und Gewerbetreibender noch kein Einhalt geboten sein. Wir leben es schon zum Voraus, welchen Berufen die Selbständigkeit als Handwerker genommen wird, die dann der Technik auch als Lohnarbeiter oder als Händler ihr Dasein fristen müssen, wenn es ihnen nicht gelingt, sich nach irgend einer Weise umzustellen.

Der Ruf aus dem Keller

Deute hat auf dem festlichen Tisch in der Fremdenstube der Berberge ein Zeitungsbote gelegen. Ein duffiger Hausierer, der seinen Kasten Wein, Gummiband und Druckstoffe durch ganz Deutschland schleift, hat es mit der Inbrunst eines Menschen verschlungen, der nur zeitweise eine Zeitung zu lesen bekommt. Er las den politischen Teil und den unterhaltenden mit Andacht und verwarfte viel Zeit auf die Nachrichten aus der Provinz. Zulezt machte er sich über die Anzeigen her, wie ein Feinschmecker über den Nachschick, der ihm zumal die Zusammenfassung und Höhepunkt eines Abends ist, dessen Ende er bedauert. „Ich habe gewartet und gewartet: Wie lange dauert das noch? — Wenn der Akt umständlich die Seiten faltet, frage ich mich mit mir selbst. — Zulezt ist es mir geblieben, die Zeitung zu erwischen, ehe jemand anders zu greifen konnte. Ich las: „Budenkronen sind mit einem goldbestäubten Saum überzogen, blutrote Fäden tauchen auf, hellgelbe Kanten, gold-silberleuchtende Birken und schneefarbene Ähren, reines edles Weizenbrot überzieht die Ähren, und das wunderbarste Rot, das wir in der Natur haben, wird vom klaren Wein und vom Essigbaum aufgelegt.“ — Weiter bin ich nicht gekommen. Der „Bote“, der Vertreter des Berbergevolkes, ließ uns antreten und beschwerte sich, daß er lauter waren. Dann wurde das Licht ausgeblendet: weil keiner etwas verordnete, müßten wir schon um 7 Uhr schlafen gehen. Für Karrenfahrer und Zeitungsleser läßt der Berbergevolker kein Licht brennen. Wir mußten nach unten, in den Keller. Der Bote schaute uns die Lebensgefährlichen Stufen hinunter. Die Flamme seiner Kerze suchte im Lurks auf und nieder. Unsere Schatten an den feuchten Wänden sind groteske Zerrbilder unserer Umrisse. Wir spürten den feuchten Modergeruch des Kellers. Der Bote wartete bis wir auf die Holzstufen getreten sind, die an den Wänden übereinander aufgestellt sind wie die Reihen in den Schiffswänden. Nur: diese Schiffswände ähneln den Regalen, die in den Gemütskellern zum Aufbewahren von Kesseln und Karaffen dienen. Keiner von uns sagte seine Reiber ab. Jeder drückte sich in eine der bereit liegenden Vertiefungen, überließ den Gedanken. Der Bote klappte die Reiserücken hinauf. Es ist dunkel. — Von irgendwo aus dem Hause können die Töne eines Weingläsers zu uns berühren. Sie spielen eine fromme Melodie. Die Brüste ist hart, die Brust ist. Ich vergrabe die Hände in die Seiten und kramte mich unter die Decke. Meine Zähne schlagen aufeinander. Dicht bei mir klopperts auch, ganz leise, klar, tad, tad, tad. — Ein Rumpel flucht über. Aber was blüht? Die Räte kriechen den Rücken entlang. Oben klopfen sie noch immer. Ich denke an das, was ich im Fremdenzimmer gelesen habe. Wie schön ist das zu schreiben wissen: Buchstaben sind mit goldschimmerndem Saum überzogen. — Ich denke über das Schöne, und wie ich in den Keller! Ja doch, wir leben das Schöne auch; wir lieben die herbste Luft des Herbstes, die die Gedanken klar

macht; wir saugen diesen Duft berauscht ein, den die Dächer im Herbst ausatmen: er riecht, als wenn grünes Holz verbrannt würde, wie saure Milch. Wir sehen die Dächerflächen ergrünen — aber — viele unserer Tage gehen unter schwarzem Regen vorbei. Tote Räume haben ein gelbes Adelsband angesetzt; es flirrt von den höheren Tannen. Von dem Gutrande flingeln uns die Tropfen in den Gassen. Zwischen dem Willkür der Welle weht der Wind. Und Abends flüchten wir Träume aus den bewogenen Seiten des Strohs. Verblühene Sonne wärmt uns aus den Adern der Dächer. Und dann kommt der Winter. Und jetzt friert uns. Als ich heute Morgen durch ein Dorf ging, ließen mir die Kinder nach und verböhten mich, weil meine morgigen Schuhe auseinanderfielen; die Sohle ist sich dem Oberleder und schlangt beim Gehen auf den Boden, das es ausstieß wie ein tumler Hund, der gähnen möchte und so laut dazu ist. Ich hätte meine Füße nicht mehr. Sie sind wie abgestorben. Neben mir schritt jemand im Schloß. Das helle Quadrat des Fensters mit dem dunklen Gesichte der Gitterstäbe ist sichtbar. Ob es wohl bald wieder Frühling wird? Wenn doch wieder der Maiwind aus Genier blüht! Der Frühling verzögert das Herz mit Sehnsucht, und dann — die warmen Sommerabende im Walde, die Welt wie hinter einem hauchdünnen Vorhang verborgen, Herbst dann — und nun ist Winter! Was soll dieser Kreislauf? „Du, Kollege“, sagt ein Rumpel über mir, „du, mich friert!“ „Ja“, sage ich, „du wirst noch niemals wieder feste Arbeit frieren?“

Konzerte

Vortragsabende der Musikhochschule

Zweiter Abend

Mit gewisshafter Technik, weich, im Anschlag und gründlich durchgearbeitetem Vortrag brachte Violoncellist Karl das G-Moll-Konzert von Mendelssohn zu Gehör. In der Tonart, wie auch in der Stimmungslage ziemlich frei, mit einer leichten Improvisation füllte er, sind die drei gemischten Chorlieder von Gounod. Sie stellen an einen hohen Anforderungen, Roland Busch ist es gelungen, durch lebhaft Bewegung in den Stimmen und durch feinsinnige Herausarbeitung des Rhythmus eine stimmungsstarke Verlebendigung zu erreichen. Technisch und musikalisch ausgezeichnet gelang Violoncellist Müller die Wiedergabe des Schumannschen Kreisleriana. In einer Cavalleria-Scene ließen sich Anna Schmelze, Gustav Krollmann und Karl Doll hören. Sängerinnen und Sänger intonierten rein, sind fast jeder, nuancieren gut, sie sind frisch von der Leber weg, ihr jugendlicher Beistandungsdrang verleierte sie manchmal zum Fortieren. Das läßt sich mit der Zeit beheben. Emma Moechel dagegen hat ihr leichsinnig sprechendes Sopranmaterial weit besser in der Gewalt. Man darf hier schon von Stimmlinien reden. Die junge Sängerin hat ein weiches, gut abgestimmtes Organ, es ist im Klang, ausgefüllt und tröstlich. Sie versteht Puccini bellast zu singen. Marianne Deenaner spielte drei Stücke von Chopin. Die haren Klänge verrieten eine leichte Hand und der plastische Ausdruck bei der Fledermaus der Waldur Polonaise läßt den Schluß auf harte musikalische Empfinden zu. Eine sehr gute Leistung hat Heide G. Richter mit der Verlebendigung des Weberischen Konzertflügel. Man freute sich ob des energischen Ausdrucks.

Dritter Abend

Trudel Kull ließ bei dem Mozart'schen Konzert-Rondo schöne Töne erkennen. Ihr Spiel ist gewandt. Paula Baumgarten hat klarer vollen Stimme und vorzüglichem Ausdruck eine schwermütige Guckische Dreizehn-Arie. Zu rühmen ist dabei die Atemtechnik. Gustav Krollmann sang die Marschlied-Arie mit klarer Tongebung, sein durchgearbeitetes und mit musikalischem Gehmaß. Dann trat er noch mit Anna Schmelze, Verthold Stober und Gustav Kraus das Quartett aus dem Fidelio vor. Es war eine tonlich gute Leistung, der Vortrag war ausdruckslos. Trudel Kull's Roloratur hat eine beachtliche Reife. Sie sang die Arie der Königin aus dem Barbier. Gustav Krollmann scheint das Zeug für eine große Zukunft zu haben. Er ist ein ausgezeichnete Techniker und besitzt Monumentalität in der Auffassung. Durch Kraftmeierei wurden bei dem Rondo der Weber'schen Klavierkonzerte manche wichtige Details übersehen. Dagegen war das Madrigal aus in Empfindung getaucht, es fanden dem Spieler laute Klängefarben zur Verfügung. Auch Gertrud Bugale wählte mit der Wiedergabe der Beethoven'schen Sonate op. 27 Nr. 2 sehr stark zu interessieren. Die dynamischen Abstufungen waren aus feinsten reguliert, Temponuancen und musikalischer Ausdruck waren ausgezeichnet. Eugen Schiele trug aus Mozart's Klavierkonzerte zwei Sätze vor. Er hat einen weichen Anschlag, seine Atemführung ist ruhig und seine Technik läßt große Geläufigkeit und Sicherheit erkennen.

Die goldene Galeere

Ein Roman aus der Filmindustrie

Von Erik Rosenfeld.

Copyright 1930 bei E. Laubische Verlagbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30.

(Nachdruck verboten).

Dritter Teil

„Filmkunst ist vor allem Publikumskunst“, sagte Eridb zu dem Reporter, der ihr gegenüberstand, mit lauemem Weisheit, buntem Papier, und kein Auge von ihr ließ. Wir müssen uns jeden Augenblick dessen bewußt sein, daß wir zu Millionen und Millionen sprechen, unsere Sprache muß darum verständlicher sein als die aller anderen Künstler.“

Drei Duzend Filmschauspielerinnen hatten dem Reporter diese Weisheit bereits entbült; er notierte sie jedesmal wie eine Offenbarung, die ihm unter Donner und Blitz geworden, und dachtete sie auch jedesmal um. Als sie ausgerebet hatte, sich in den Sessel zu rücken, den Rauch der Zigarette vor sich herblies, als läße sie nicht zu Hause, als wären die Augen des Reporters vor ihr die großen, stummen Augen zweier Apparate, stellte er die üblichen Fragen, in welcher Stadt der Welt es ihr am besten gefiele, was sie von der modernen Haartracht und von der Ehe dachte und ob sie den Beruf einer Filmschauspielerin mit den Aufgaben einer guten Hausfrau für vereinbar hielt oder nicht.

Eridb antwortete herablassend und milde. Ihre Antworten unterschieden sich kaum von denen ihrer Kollegen, und der geringe Unterschied, der noch bestand, war im Verschwinden. Sie hatte die Gestalt einer regierenden Königin, eine Höflichkeit, die zu nichts verband, ein Lächeln, das sie nie verließ, hinter dem alles flegeln konnte, Hochnut und Verzweiflung, Ueberlebensdurst und Angst; sie hatte die ruhige, sichere Ausgewogenheit in der Stimme, mit der Menschen sprechen, die auf den Gipfeln ihres Lebens stehen und davon überseht sind, auch ewig auf diesen Gipfeln stehen zu bleiben.

Es war nichts Trennendes mehr zwischen ihr und dem Bild, das man sich von ihr machte. Je größer die Zahl, je geringer die Intensität ihres Erfolges wurde, um so tiefer und freudiger lebte sie sich

in das Gefühl ein, ein berühmter Star zu sein, ein Lieblings des Publikums, die Traumwelt vieler Millionen Männer. Auf Jahresterminalen prangte bereits ihr Bild, neue Signetstempel trugen ihren Namen. Die Inseratenseiten aller Zeitungen erzählten, daß die gute Raune Eridb Vargas, die sie in so vielen Filmwänden gesetzt hatte und immer wieder setzte, nur auf die außerordentliche Qualität jener Zigaretten zurückzuführen sei, und das stehende Welt ihrer Zähne, das ihr Lächeln so bezaubernd und unwiderstehlich machte, nur vom Gebrauch jener Zigaretten berührte. Die Verquickung der Kunst mit den Gegenständen des täglichen Gebrauchs, ihre Verwendung als Werbepost für das Geschäft war das höchste Belohnen ihrer Schöpfung und seine beständig als alles andre, daß sie nur endlich die Gunst des Publikums errungen hatte und unverlierbar besaß.

Wäre sie selbstbewußt gewesen, so hätte sie aus den noch immer freundlichen, aber nicht mehr übermäßiglichen und in einigen wenigen Wendungen erstarrten Kritiken den drohenden Niedergang herausgehört können, vor dem ihr Leben stand. Uffat hörte ihn heraus; er las diese Kritiken, aber er sah ihre Filme nicht mehr.

In den langen, schlaflosen Nächten, in denen manchmal wie eine graue Gestalt aus einem mit Angst verdrängten fremden Reich ihr früheres Leben zu ihr kam, an ihrem Bett stand, auf sie ein sprach, in langen, schlaflosen Nächten versuchte sie selbst die Bestätigung dieses Ruhms zu prüfen und seine Echtheit zu erforschen. Das war das Selbstgespräch unberechtigten und doch so bezaubernden Zustands, den man kaum nannte: man wußte genau, wieviel für diese Verdrängtheit gesalbt wurde, man wußte genau, daß sie künstlich geschöpft und künstlich erhalten wurde, und man freute sich doch an ihr.

Manchmal, in diesen langen, schlaflosen Nächten, in dieser stummen Zweisprache mit der grauen Gestalt am Rand des Bettes, schien dieser Ruhm nur ein stansvolles Sterben, manchmal wollte sie bodenständig, alles abwerfen, was sie hielt, und so Uffat kaufen, ganz arm; dann klammerten ihre Hände sich an den Rand des Bettes, sie kannte ihren Körper in die Höhe, als letzte sie einem von oben her niederdrückenden Sturm lebensfähigsten Widerstand. In diesen seufzenden Augen aber war nicht nur Kraft, sondern auch Trost, und in den Bildern, die sich an das Dunkel verloren, war nicht nur Sehnsucht, sondern ein kleines, helles Fünkchen das.

In solchen Nächten drehte Eridb mit einem lächelnden Griff das

Licht an, nahm eine Zigarette, eine Zigarette ihres Namens, ihr Bild lächelte ihr vom Schattenscheitel entgegen; dieses den Rauch in die Luft, lächerte in einem Buch, in einer Zeitschrift, zwang ihre Gedanken, einen andren Weg zu gehen, zwang sich, zu verneinen, und verlor sich schließlich, durch den dämmrigen der Mörner, in einen traumlos milden Schlaf. Das Mädchen, das das Frühstück brachte, hörte dann meist große Worte, sie kam zu spät ins Atelier, sie fiel fort, wenn sie einen Streit hatte, sie tanzte die Nächte durch, wenn eine ruhige Stunde zwischen Tag und Abend sie wieder den Besuch des grauen, sechsten Weltens anbot.

So kämpfte sie mit sich selbst, und da die Musik der Tanzlokale, der Räum der Straße, durch die sie mit ihrem neuen Auto fuhr, lauter waren als die Stimme jenes grauen Weltens, behielt das heute recht im Streit mit dem Gestirne. Sie war nun ganz aus die behäbige Weltstimme der Epische „unser“ nannte. Die Rollen, die sie spielte, schienen einander wie die Tropfen eines unbeflohen Landregens. Sie war immer das sonnige, lebensfrohe, blonde Gesicht, das alle Kimmernisse des Lebens mit einem Schütteln seines Haarlockes und einem Strampeln seiner schlanken Beine von sich abwarf, das höchstens ein lächelndes, schmalste, wenn nicht alles nach Wunsch ging, am Schluß des Films aber regelmäßig das Köpfchen an der breiten Brust des geliebten, edlen Sinalmas berusen konnte.

Wandenberg war mit ihr nun zufrieden. Möchte sie auch wie ihre vorangegangenen in seiner Firma und in seinem Herzen allumfassend den Starren verfallen, möchte sie sich auch von Film zu Film weniger Mühe geben —, die Tatsache, daß ihr Name auf einer Anzeigtafel stand, daß ihr lachendes Gesicht photographiert worden war, schützte den Namen der Wandenberg A.G. ardhie Qualität. Die Kunst der Wandenberg-Artien stiegen wie die Zahl der Filme, die er produzierte, er hatte eine neue Villa, ein neues Auto, und nur wenn seine Frau sich eines Abends still zu ihm setzte, mit der atmischen Beuligkeit, die er nicht liebte, die er aber an ihr nicht zu tabeln wagte, weil sie ein Stück seiner Vergangenheit, ein Stück seiner alten Welt war, dann erinnerte er sich zuweilen dunkel eines jungen Menschen, der eine Zeitlang gemeinsam mit Eridb Vargas aufgetaucht war und so sonderliche Ideen im Kopf hatte. Wo der wohl sein mochte? Sie gingen alle unter, die Ideale, sie waren schwache Schiffelein im Sturm; ein schwerer Rauffahrer aus anderen Verben, mit seinen, deren Segel, hielt den Winden besser stand.

(Fortsetzung folgt.)